



Roland Müller (Hg.)

# Stadtträume – Traumstädte

Tagungsband der 50. Jahrestagung  
des Südwestdeutschen Arbeitskreises  
für Stadtgeschichtsforschung



# Stadt in der Geschichte



Veröffentlichungen  
des Südwestdeutschen Arbeitskreises  
für Stadtgeschichtsforschung

Begründet von  
Erich Maschke und Jürgen Sydow

Herausgegeben von  
Gabriele Clemens und Ulrich Nieß

Band 47

Roland Müller (Hg.): Stadtträume – Traumstädte

# Stadtträume – Traumstädte

Tagungsband der 50. Jahrestagung  
des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung

Herausgegeben von  
Roland Müller

Vandenhoeck & Ruprecht

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stadt Stuttgart.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2024 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, 37079 Göttingen,  
ein Imprint der Brill-Gruppe  
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;  
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)  
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink,  
Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen  
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Postkarte Ende der 1920er Jahre, Stadtarchiv Stuttgart 9450\_B69\_001.

Satz: textformart, Göttingen  
Umschlaggestaltung: SchwabScantechnik, Göttingen

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**

ISSN 2940-2581  
ISBN 978-3-647-31548-5

## Inhalt

BERND ROECK	
Einleitung . . . . .	7
RICHARD SAAGE, EVA-MARIA SENG	
Gebaute Utopien Zwischen frühneuzeitlicher Idealstadt und den Architektur- und Stadtplanungen der russischen Avantgarde der 1920er Jahre . . . . .	15
EVA-MARIA SENG	
Ideal- und Planstädte im deutschen Südwesten in der Frühen Neuzeit . . . . .	37
FRANK GÖTTMANN	
Die Zukunft der kleinen Stadt Befunde und Projektionen um 1800 . . . . .	77
PETER COLLIN	
Rechtliche Rahmenbedingungen kommunaler Raum- und Infrastrukturplanung im 19. Jahrhundert – preußische und badische Entwicklungslinien . . . . .	99
JÖRG VÖGELE, ULRICH KOPPITZ	
Traum oder Albtraum? Planung für die gesunde Industriestadt – an Beispielen aus der Rheinprovinz . . . . .	121
DIETRICH ERBEN	
Plätze des Liberalismus Camillo Sittes »Städtebau« aus der Perspektive der Geschichte politischer Ideen . . . . .	157
REGINA STEPHAN	
Blick zurück oder nach vorn? Städtebauliche Vorbilder, Visionen und Konzepte des frühen 20. Jahrhunderts . . . . .	191

THOMAS MÖBIUS

Eine desurbanistische »Gartenstadt«

Michail O. Barschtschs und Moisej Ja.

Ginsburgs Entwurf für Selenyj Gorod (1929/30) . . . . . 203

MICHAEL TRIEB (†)

UNTER MITARBEIT VON ANNA OELRICHS

Städte als Traum

Vom kosmischen Peking über das himmlische Jerusalem

bis zur humanen Stadt . . . . . 221

Autor:innen . . . . . 245

Personenregister . . . . . 247

Ortsregister . . . . . 249

## Einleitung

Utopien kritisieren, was ist, indem sie vorführen, was sein könnte und vielleicht sein sollte. Amaurotum, die Hauptstadt von Thomas Mores fiktivem Inselstaat, ist mit ihrer quadratischen Anlage und dem absoluten Gleichmaß der Häuser das Gegenteil zum chaotischen, schmutzigen Moloch London. Symmetrie, gerade Straßen und rechte Winkel bestimmen bereits urbanistische Strukturen ältester Zeiten. Auch das »hippodamische System«, so genannt nach Hippodamos von Milet, einem Architekten und Staatstheoretiker des 5. Jahrhunderts, arbeitet mit rechteckigen oder quadratischen Parzellen und strebt nach Uniformität.<sup>1</sup> Dieselbe Logik bestimmt die Urbanistik, die Vitruv entwirft. Und auch Autoren des Mittelalters stellten sich die absolute Idealstadt, das himmlische Jerusalem, als ein perfektes geometrisches Gebilde vor, pflegt doch Gott, der Baumeister des Universums, alles nach Maß und Zahl einzurichten.

Umsetzung in reale Architektur strebte zuerst die Statutengesetzgebung italienischer Städte an. Man will gerade, nicht durch vorkragende Erker gestörte Straßenfluchten, denkt bereits an einheitliche Farbgebung und beachtet daneben hygienische Aspekte. Siena und Florenz bieten eindrucksvolle Beispiele für die Ratio spätmittelalterlicher Stadtbaukunst. Sie verweist damit auf Prinzipien, die in Stadtplanungen der Renaissance zur Geltung gebracht werden. Augenfällig vorgeführt werden sie auf drei Tafelbildern, die heute über Museen in Urbino, Berlin und Baltimore verteilt sind – gerade Straßen und möglichst symmetrisch organisierte Bebauung. Das ist als gemalte Vision schön anzusehen, scheint aber fürs Bewohnen wenig geeignet. Tatsächlich erscheinen Menschen nur auf der Version des Themas im Walters Art Museum in Baltimore.

Eine Ausnahme von der Ödnis geometrischer Stadtplanung lieferte der einflussreichste Architekturtheoretiker der frühen Neuzeit, Leon Battista Alberti (1404–1472). Seine »Zehn Bücher über die Baukunst« enthalten ein vieldiskutiertes Plädoyer für »krumme« Straßen. Sie sollten innerhalb der Stadt nicht gerade verlaufen, sondern »wie ein Fluß mal nach dieser Seite, mal zur anderen und aufs Neue zurück in sanften Biegungen gekrümmt sein – und zwar vor allem deshalb, weil, wenn so die Straße länger erscheine, man den Eindruck haben wird, daß die Stadt größer ist. Daneben trägt es zur Anmut [*»ad gratiam«*], zum praktischen Nutzen und zu den Erfordernissen der wechselnden Jahreszeiten bei. Und in der Tat wird es von Bedeutung sein, daß sich dem, der dort einhergeht, auf Schritt und Tritt langsam neue Perspektiven auf die Gebäude eröffnen, so daß sich Eingang und Fassade jedes Hauses sich in der Mitte der Straße in ihrer ganzen Größe zeigen. Während

1 Ferdinando Castagnoli: *Orthogonal Town Planning in Antiquity*, Cambridge, Massachusetts 1971, S. 65–72.



anderswo zu große Weite unschön und auch ungesund ist, ist sie hier angebracht.«<sup>2</sup> Dieses bemerkenswerte Plädoyer, das nahezu sämtlichen urbanistischen Doktrinen widerspricht, ist wohl weniger von einem »mittelalterlichen« Stadtideal inspiriert als von rhetorischen Maßstäben, die für Albertis kunsttheoretische Schriften auch in anderen Zusammenhängen nachweisbar sind. Im Fall der »krummen Straße« ist es das Kriterium der »*varietas*«, der Abwechslung, die bekanntlich auch eine gute Rede auszeichnet.

Utopien nach More favorisierten ebenfalls Geometrie als urbanistisches Prinzip, von Filaretos »Sforzinda« bis zu Johann Valentin Andreaes »Christianopolis«, das von der realen Planung von Freudenstadt beeinflusst scheint (vgl. *Richard Saage/Eva-Maria Seng* sowie *Eva-Maria Seng*, »Ideal- und Planstädte im deutschen Südwesten in der Frühen Neuzeit«, S. 15 ff.; S. 37 ff.).<sup>3</sup> Andreaes Konzept unterscheidet sich von der fiktiven Urbanistik von Campanellas »*Città del sole*« – er kannte das erst 1623 publizierte Manuskript – schon dadurch, dass es eine quadratische Struktur aufweist, während die »Sonnenstadt« auf konzentrischen Kreisen aufbaut.<sup>4</sup> Beide Entwürfe zeigen symbolische Formen, die für christliche Staatsideale mit freilich sehr unterschiedlicher Ausrichtung und Tradition stehen. Andreae gibt das Ideal einer lutherischen Kleinstadt, Campanellas Sonnenstadt greift wahrscheinlich auf Platons »Atlantis« zurück.

Weitere Beiträge zeigen die Konsistenz dieses »geometrischen Ideals« bis in die Moderne. Die Invektive Otto Wagners gegen Camillo Sittes urbanistisches Konzept, ein 1911 publizierter Vortrag vor dem New Yorker Urbanistik-Kongress, könnte – natürlich inzwischen unter völlig veränderten Vorzeichen – als Attacke gegen Albertis Vorschlag gelesen werden: »Ebensowenig berechtigt und ebenso künstlerisch verwerflich sind absichtliche, unmotivierete Straßenkrümmungen, unregelmäßige Straßen- und Platzlösungen etc. um angeblich malerische Straßenszenen zu erzielen.« (vgl. Beitrag *Erben*, S. 178). Was der romantische Blick in einer kalten Moderne als heimelig und pittoresk goutierte, erschien Kasimir Malewitsch als »Gerümpel« aus der Vergangenheit (*Richard Saage/Eva-Maria Seng*, *Gebaute Utopien. Zwischen frühneuzeitlicher Idealstadt und den Architektur- und Stadtplanungen der russischen Avantgarde der 1920er Jahre*, S. 15–36). Sein »Schwarzes Quadrat« deutet

2 Bernd Roeck: *Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance*, München 2017, S. 650 f., Leon Battista Alberti: *De re aedificatoria*, IV,5; vgl. Ausgaben: Max Theuer (Hrsg.): Leon Battista Alberti: *Zehn Bücher über die Baukunst/De re aedificatoria*, Wien u. a. 1912, S. 201 sowie Giovanni Orlandi/Paolo Portoghesi (Hrsg.): Leon Battista Alberti. *L'Architettura (De re Aedificatoria)*, Mailand 1966, S. 305 f.; Übersetzung B. R.

3 Vgl. auch Eva-Maria Seng: *Stadt – Idee und Planung. Neue Ansätze im Städtebau des 16. und 17. Jahrhunderts*, Berlin 2003.

4 Tessa Morrison: *The Architecture of Andreae's Christianopolis and Campanella's City of the Sun*. In: Alexandra Brown/Andrew Leach (Hrsg.): *Proceedings of the Society of Architectural Historians, Australia and New Zealand* 30, Bd. 1, Gold Coast, Qld 2013, S. 259–271. Campanellas Sonnenstadt weist sieben Kreise auf, die Städte auf Atlantis allerdings nur deren drei.

ein urbanistisches Ideal an, das seine Anfänge bei Hippodamus hat und in der Renaissance von Dürer und anderen aufgegriffen wird.

Das frühneuzeitliche Heilige Römische Reich war zwar in hohem Maß urbanisiert. Megastädte mit Millionenbevölkerung aber kannte allein Asien; auch die bevölkerungsreichsten Städte der Niederlande und Italiens – Mailand, Neapel und Venedig zum Beispiel – übertrafen die Einwohnerzahlen deutscher Kommunen bei Weitem. Der demographische Einbruch, den der Dreißigjährige Krieg verursacht hatte, war mancherorts erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts überwunden, so dass auch erst zu dieser Zeit die Stadtmauern fielen. Es gibt damit gute Gründe, Planungen für die »kleine Stadt« zu thematisieren. *Frank Göttmann* nimmt die »Höhe« der Sattelzeit, die Jahre um 1800, ins Visier (»Die Zukunft der kleinen Stadt. Befunde und Projektionen um 1800«, S. 77–97). Fallstudien – die Städte Lieberose in der Lausitz, Olpe im westfälischen Sauerland und Engen im Hegau – werden mit zeitgenössischer theoretischer Reflexion konfrontiert, nämlich Christian Garves 1793 publizierter Abhandlung »Bruchstücke zu der Untersuchung über den Verfall der kleinen Städte, dessen Ursachen, und die Mittel ihm abzuhelpfen«. Die Schrift formuliert ein sozial- und wirtschaftspolitisches Konzept, das auf einer Analyse der ökonomischen Verhältnisse in Stadt und Land basiert. Sie führt zu der Einsicht, dass es die mangelnde Kaufkraft »des gemeinen Landvolks« war, die zum Niedergang der kleinen Städte geführt habe. Daraus leitet Garve die Folgerung ab, dass das Ziel eine breitere Streuung der »Wohlhabenheit der Einwohner des offenen Landes« sein müsse – so durch Verringerung der Abgabenlasten –, die der Wirtschaft der Städte nützen würde. Als weitere Maßnahmen regt er unter anderem Gewerbeförderung an und legt nahe, zünftischen Monopolbildungen und damit Hindernissen fruchtbarer Konkurrenz entgegenzuwirken. Die Auseinandersetzung mit den realen Verhältnissen der kleinen Städte zeigen im Detail Aspekte des Übergangs von »Alteuropa« in die moderne Welt, wenn zum Beispiel mit Engen ein regionales Markt- und Gewerbezentrum begegnet, das kaum mehr mit dem problematischen Begriff »Ackerbürgerstadt« erfasst werde, sich vielmehr als Handwerkerstadt mit bäuerlichen Grundlagen« zeige (S. 94).

Aller Stadtplanung und damit Versuchen, sich idealen Konzepten anzunähern, geht das Recht voraus. Zumindest liefert die Gesetzgebung Hinweise darauf, wie es sein sollte und gestattet vorsichtige Schlüsse darauf, wie es war. Die frühesten und weitaus differenziertesten Befunde ermöglicht die spätmittelalterliche Statutengesetzgebung Italiens, die in Deutschland keine Entsprechung hatte.<sup>5</sup> Im vorliegenden Band führt *Peter Collin* in die Rahmenbedingungen kommunaler Infrastrukturplanung im 19. Jahrhundert ein (»Rechtliche Rahmenbedingungen kommunaler Raum- und Infrastrukturplanung im 19. Jahrhundert – preußische und badische

5 Bernd Roeck: Urbanistische Konzepte des Quattrocento. Zu Ideal und Wirklichkeit der Stadtplanung der Frührenaissance. In: Michael Stolleis/Ruth Wolff (Hrsg.): *La bellezza della città. Stadtrecht und Stadtgestaltung im Italien des Mittelalters und der Renaissance*, Tübingen 2004, S. 7–27.

Entwicklungslinien«, S. 99–119). Dabei stehen preußische und badische Rechtsquellen im Vordergrund. Auch auf diesem vergleichsweise abgelegenen Gebiet zeigt sich – mit Einschränkungen – die Macht des zentralistischen Berliner Leviathan. Die rechtlich definierten planerischen Befugnisse der Kommunen hatten im »liberalen« Baden jedenfalls sehr viel weitere Spielräume als im autoritären Preußen. Schemenhaft deutet sich mit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts aber doch die Entwicklung der Kommunen zu »handlungsfähigen Planungsträgern« an.

Ein altes Ideal war die gesunde Stadt. Schon Vitruv widmete Hygieneaspekten Aufmerksamkeit, indem er empfahl, bei einer Stadtgründung gesunde Plätze auszusuchen und bei der Anlage von Straßen zu berücksichtigen, woher die Winde wehten. Sie sollten üble Gerüche, die, wie man meinte, für die Gesundheit gefährlich waren, fortwehen können. Auch empfahl er Methoden, das Wasser zu reinigen.<sup>6</sup> Das Problem beschäftigte die Statutengesetzgebung ebenso wie spätere urbanistische Theorien der frühen Neuzeit. Während der Industrialisierung gewann es zentrale Bedeutung. *Jörg Vögele* und *Ulrich Koppitz* beginnen ihre Darstellung der Bestrebungen, die »gesunde Industriestadt« einzurichten, mit einem Besuch in Manchester und damit einer »Albtraumstadt« der frühen Industrialisierung (»Traum oder Albtraum? Planung für die gesunde Industriestadt – an Beispielen aus der Rheinprovinz«, S. 121–156). An Beispielen aus der Rheinprovinz zeigen sie, wie sich Sanierungsbestrebungen in Debatten des »Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege« darstellten, wobei näher auf die Einrichtung der Schwemmkanalisation und von Großkliniken eingegangen wird. Der spektakuläre Fall der Gründung einer hygienischen »Idealstadt« wurde durch Verlegung der Bayer-Werke aus dem überfüllten Elberfeld in die Gegend des heutigen Leverkusens möglich. Vergleichbar sind englische Company Towns (*Regina Stephan*, »Blick zurück oder nach vorn? Städtebauliche Vorbilder, Visionen und Konzepte des frühen 20. Jahrhunderts«, S. 191–202).

Stadtgrundrisse lassen sich als symbolische Formen lesen; im Besonderen können Plätze als Ausdruck politischer Machtverhältnisse und sozialer Strukturen gedeutet werden.<sup>7</sup> »Agora«, »forum« oder »piazza« sind nicht nur Orte des Austauschs von Waren, sondern überhaupt Zentren der Kommunikation, »Verweilort und Ruheort« (S. 176), aber auch Raum der Inszenierung von Herrschaft und Macht. In manchen Kulturen, zum Beispiel der islamischen, kommen sie selten vor, haben jedenfalls nicht annähernd dieselbe städtebauliche Relevanz wie etwa in Italien. *Dietrich Erben* begreift den ästhetischen Anspruch, den die Stadtkonzeption Camillo Sittes erhebt – und im Besonderen seine Vorstellungen vom Platz – als Metaphern bürgerlicher Ideologie: Sie zeige Reflexe der »Leitideen des politischen, ökonomischen und kul-

6 Vitruv. I, 6 (58–69); VIII, 1 6 (360–363), 10 f. (398 f.), 15 (400 f.); Curt Fensterbusch (Hrsg.): Vitruvius De architectura libri decem/Zehn Bücher über die Baukunst, Darmstadt 1981.

7 Niall Ferguson: *The Square and the Tower. Networks and Power from the Freemasons to Facebook*, New York 2018.

turellen Liberalismus«. Der »Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen« (1889) erscheint in Erbens Interpretation als ein eminent politisches Buch. Allein der Platz, in manchen Fällen über Jahrhunderte »zum Kunstwerk herangereift«, ist der Ort ästhetischer Erfahrung und damit relevant und nicht »ungegliederte Blockbauwürfel« oder »Rechtecksysteme« – wie sie, so ließe sich hinzufügen, seit der Antike immer wieder favorisiert werden. Sittes Ideal ist absolutes Gegenteil der »Funktionellen Stadt«, wie sie die Charta von Athen propagieren wird (ihre Prinzipien haben einen frühen Vorläufer in Tony Garniers *Cité industrielle*, vgl. den Beitrag von *Regina Stephan*). Die Charta erscheint als eine Art Totenschein für die bürgerlich-liberale Idee von Stadt. Damit verliert auch der Platz seine Bedeutung als Paradigma der Stadt; er ist nur noch »der Luftraum zwischen den Baukörpern.« (S. 179).

Die Tendenz, mit der Vergangenheit radikal zu brechen, kennzeichnet Utopien, seit es den Begriff gibt. Bizarre Dimension gewannen Attacken gegen den »Passatismus«, gegen alles Alte, nostalgisch Verklärte von Palästen bis zu Venedigs Kanälen und zum Mondschein, unter den Federn der italienischen Futuristen. »Wir stehen auf dem äußersten Vorgebirge der Jahrhunderte!«, tönt das futuristische Manifest. »Wir wollen den Krieg verherrlichen – einzige Hygiene der Welt ...Wir wollen die Museen, die Bibliotheken und die Akademien jeder Art zerstören... Besingen werden wir die nächtliche, vibrierende Glut der Arsenale und Werften, die von grellen elektrischen Monden erleuchtet werden; die gefrässigen Bahnhöfe, die rauchende Schlangen verzehren; die Fabriken, die an ihren verschlungenen Rauchfäden an den Wolken hängen; die Brücken, die wie gigantische Athleten Flüsse überspannen...«<sup>8</sup> Und die russische Avantgarde träumte von Raumstationen (S. 35).

Doch begegnen auch Retrotopien – man denke an William Morris' »*News from Nowhere*«, wo eine mittelalterliche Stadt mit glücklichen, von ihrer Arbeit nicht entfremdeten Menschen in die Zukunft verlegt wird. Weithin einflussreich war das ebenfalls in England entwickelte Gartenstadtkonzept Ebenezer Howards; in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstanden fantastische, aller Realisierung ferne Utopien wie Bruno Tauts »Stadtkrone« (Beitrag *Regina Stephan*, S. 202). Taut will Architektur dezidiert als Kunst sehen, als Spiel der Fantasie. Den Willen des »Baukünstlers« bestimme demnach nicht Nutzen; das Höchste, wonach er strebe, liege in Bauten, »deren praktischer Zweck ein geringfügiger oder gar keiner« sei. Kristallisierte religiöse Anschauung sei Endziel und Ausgangspunkt aller Architektur.<sup>9</sup> So ist das Kristallhaus, eher eine gigantische Skulptur – umgeben von Schauspielhaus, Oper, Museum, Volkshaus – strahlendes Zentrum von Tauts merkwürdigem Gedankengebilde.

Ein Déjà-vu-Erlebnis beschert die Lektüre des Betrags von *Thomas Möbius* (»Eine desurbanistische >Gartenstadt<). Michail O. Barschtschs und Moisej Ja. Ginsburgs

8 Filippo Tommaso Marinetti u. a.: I manifesti del Futurismo, Florenz 1914, S. 6–10 sowie Evelyn Benesch/Ingrid Brugger: Futurismus – Radikale Avantgarde, Mailand 2003, S. 26 f. (Christa Baumgarth).

9 Bruno Taut: Die Stadtkrone, Jena 1919, S. 49 f., 67 f.

Entwurf für Selenyj Gorod (1929/30), S. 203–220). Die Autoren bieten eine Sozialutopie von düsterer Faszination, die an Platons »Politeia« und Mores »Utopia« erinnert. Selenyj Gorod, die »Grüne Stadt«, die etwa dreißig Kilometer nordöstlich Moskaus entstehen sollte, war als »sozialistische Korrektur des bereits bestehenden, langweiligen, stickigen, chaotisch-verbauten« Moskau gedacht. Anstelle der Hauptstadt wäre eine Gartenstadt mit einigen kulturellen Einrichtungen, Sport- und Erholungsstätten entstanden – eine Art »riesiges proletarisches Sanatorium«, industriell produzierte Datschen in einem ausgedehnten Park. Wie in einem Kartäuserkloster wären die Wohnungen puritanisch ausgestattet gewesen, Luxus konzentrierte sich allein auf die Gemeinschaftseinrichtungen. Radikalster Vorschlag war die Auflösung der Familie. Dafür würde es Kinderhäuser, Gemeinschaftsküchen und gemeinschaftliche Speisehäuser geben. Eigene Kontrolleure hätten die Hygiene bis in die letzten Winkel der Wohnungen überwacht. Die alte Stadt solle völlig abgeschafft und zu einem »System von selbständigen Siedlungsbändern« aufgelöst werden. In sie sollten die Moskauerinnen und Moskauer allmählich umziehen, während ihre Stadt dem Verfall preisgegeben worden wäre. Zum Glück für sie macht sich das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei den »Desurbanismus« nicht zu eigen. Das Projekt wurde wegen seiner »halb-fantastischen« und »gefährlichen utopischen Grundsätze« abgelehnt (S. 219).

Zum Ende weitet *Michael Trieb*, der leider das Erscheinen dieses Bandes nicht mehr erleben darf, den Blick ins Universale (»Städte als Traum. Vom kosmischen Peking über das himmlische Jerusalem bis zur humanen Stadt«, unter Mitarbeit von *Anna Oelrichs*). Er erinnert daran, dass sich in einer Zeit, in der sich, mit Baudelaire, »die Form einer Stadt schneller wandelt als das Herz eines Sterblichen«, unsere Träume mit Träumen der Vergangenheit verbunden geblieben sind. Einerseits sind es die alten Mauern, die historischen Kerne, die unseren Städten Identität geben und nostalgische Gefühle, romantische Sehnsüchte evozieren; andererseits macht Trieb darauf aufmerksam, dass wir – nach dem Untergang der »metaphysischen Stadt« in einer entzauberten Welt – keineswegs über ganzheitliche Konzepte für die Stadt von morgen verfügen. Auch in Asien, das der Autor als Architekt und Stadtplaner mit Büros in Seoul und Beijing aus der Nähe kennt, würde die Stadt der Zukunft intensiv geträumt, intensiver vielleicht als in anderen Weltgegenden: »Stadträume sind da gleichzeitig Lebensträume, Vorstellungen der Einzelnen von dem angestrebten zukünftigen individuellen Leben, und gesellschaftliche Zielsetzungen, die globale Anerkennung gewinnen wollen und sich in urbanen Traumlandschaften spiegeln« (S. 226). Doch gelänge es allzu selten, Anforderungen an materielle Funktionalität und das Kreieren von Identität mit der Schaffung spiritueller wie sozialer Funktionalität zu verbinden. So ist zum Schluss von Verlusten und Bedürfnissen zu berichten und von einer Herausforderung: einer Idee von Stadt, die eben auch seelischen und geistigen Bedürfnissen gerecht wird.

Der vorliegende Band versammelt Beiträge der 50. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichte, der 2011 anlässlich dieses Jubiläums in

seine Gründungsstadt Stuttgart zurückgekehrt war. Dort hatte im März 1961 das erste Treffen eines Arbeitsausschusses stattgefunden, bei der auch die künftige Form der Tätigkeit vereinbart worden ist. Und ebenfalls in Stuttgart fand ein Jahr später die erste größere Arbeitstagung zum Thema »Stadt und Stadtkirche« statt, damals noch ohne schriftlichen Niederschlag der Verhandlungen. Das im Januar 2011 in einem denkmalgeschützten Gebäude neu eröffnete Stadtarchiv Stuttgart bot für die Jubiläumstagung des Arbeitskreises den passenden Rahmen.

Aus gegebenem Anlass widmete sich der Arbeitskreis dem Thema »Stadtträume – Traumstädte«. Freilich können im traditionellen Format einer zweitägigen Veranstaltung nur einige Aspekte einer derart vielschichtigen Themenstellung erörtert werden. Umso mehr bedauern wir, dass nur ein Teil der Beiträge für eine Publikation zur Verfügung gestellt worden ist und deshalb die Komposition des seinerzeitigen Tagungsprogramms nicht mehr abgebildet werden kann. Dies berührt indes nicht die Relevanz der hier versammelten Beiträge.

Herzlicher Dank gilt den Autorinnen und Autoren, nicht zuletzt für ihre außerordentliche Geduld angesichts des sehr verspäteten Erscheinens des Bandes. Ausdrücklich ist deshalb darauf hinzuweisen, dass die Manuskripte überwiegend in den Jahren in 2014 bis 2018 abgeschlossen und später nur redaktionell überarbeitet worden sind. Ebenso gebührt Dank allen, die zum Gelingen der Stuttgarter Tagung beigetragen haben, sowie dem damaligen Direktor des Stadtarchivs Stuttgart, Roland Müller, der die Drucklegung vorbereitet hat.

Bernd Roeck

Zürich, im März 2022



## Gebaute Utopien

### Zwischen frühneuzeitlicher Idealstadt und den Architektur- und Stadtplanungen der russischen Avantgarde der 1920er Jahre

RICHARD SAAGE, EVA-MARIA SENG

Bis Mitte der 1990er Jahre hatte die Utopieforschung weitgehend vernachlässigt, was im Zentrum der frühneuzeitlichen Entwürfe einer alternativen Gesellschaft steht, nämlich die an geometrischen Formen orientierte architektonische und stadtplanerische Gestaltung des fiktiven Raumes. Es ist kein Zufall, dass in der groß angelegten Bilanz der Utopieforschung, die Wilhelm Vosskamp 1982 herausgegeben hat<sup>1</sup>, ein Bericht über den Forschungsstand der Korrelation von Utopie und Stadtplanung bzw. Architektur fehlt, weil es eine solche Auseinandersetzung, die diesen Namen verdiente, zu diesem Zeitpunkt nicht gegeben hat. Dieses Forschungsdefizit ist unterdessen durch die beiden Studien von Sabine Rahmsdorf »Stadt und Architektur in der literarischen Utopie der frühen Neuzeit«<sup>2</sup> aus dem Jahr 1999 und von Eva-Maria Seng »Stadt – Idee und Planung, Neue Ansätze im Städtebau des 16. und 17. Jahrhunderts«<sup>3</sup>, publiziert im Jahr 2003, weitgehend behoben. Doch bereits 1996 haben wir in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft die Umriss eines Forschungsfeldes verdeutlicht, das das Thema »Architektur und Stadtplanung im utopischen Diskurs« von der Frühen Neuzeit bis zur russischen Avantgarde in der Frühphase des 20. Jahrhunderts erweiterte.<sup>4</sup> Aus diesem Aufsatz ist der folgende Versuch hervorgegangen, Kontinuitätslinien der architektonischen und städtebaulichen Entwicklung innerhalb eines Zeitraumes von 400 Jahren aufzuzeigen, obwohl

- 1 Vgl. Wilhelm Vosskamp (Hrsg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie, Bd. 1–3, Frankfurt a. M. 1985.
- 2 Vgl. Sabine Rahmsdorf: Stadt und Architektur in der literarischen Utopie der frühen Neuzeit, Heidelberg 1999.
- 3 Eva-Maria Seng: Stadt – Idee und Planung, Neue Ansätze im Städtebau des 16. und 17. Jahrhunderts, München/Berlin 2003.
- 4 Vgl. Richard Saage/Eva-Maria Seng: Geometrische Muster zwischen frühneuzeitlicher Utopie und russischer Avantgarde. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 8 (1996), S. 677–692.



sich die sozio-politischen Rahmenbedingungen ihres Ursprungs radikal gewandelt haben.

Um die Relevanz dieses Versuchs zu verdeutlichen, ist die folgende Strukturierung des Materials naheliegend. In Teil I wird es darauf ankommen, eine Art heuristisches Modell zu entwickeln, innerhalb dessen die spezifischen architektonischen und städtebaulichen Merkmale der Renaissance-Utopien zu einem konsistenten Szenario entwickelt werden. In Teil II sollen dann die Quellen verdeutlicht werden, aus denen das frühneuzeitliche Utopiekonzept seine Inspiration, aber auch sein spezifisches Feindbild bezog: die nicht selten im Auftrag frühabsolutistischer Herrscher konzipierten »Idealstädte«. Schließlich wird es in Teil III anhand einer kurzen Fallstudie der russischen Avantgarde in Gestalt des Suprematismus und Konstruktivismus darauf ankommen, die Rezeption der klassischen Muster und ihre Umformung im Medium der ästhetischen Moderne nachzuzeichnen. Wir wählten das russische Beispiel, weil in diesem Land der utopische Diskurs zu Beginn des 20. Jahrhunderts seine radikalste Ausprägung fand und städtebauliche sowie architektonische Modelle mit einbezog.

## I.

Wer die Vorläufer bzw. die Erben der klassischen Tradition utopischer Architektur- und Stadtplanung analysieren will, kommt um die Benennung dessen, was als Idealtypus der Gestaltung utopischer Räume gelten kann, nicht herum. Es ist oft zu Recht darauf hingewiesen worden, dass das Mittelalter einen solchen Idealtypus nicht hervorbringen konnte, weil ihm das utopische Denken im hier gemeinten Sinn fremd sein mußte: Wenn unterstellt wird, dass Gott – selbst in korrumpierter und depravierter Weise – in der irdischen Ordnung präsent ist, kann es eine weltimmanente Alternative nicht geben: die vorhandene Wirklichkeit vermag sich dann nur *eine* Form der Überhöhung zu geben, nämlich die eschatologische Verheißung.<sup>5</sup> So verstanden ist Utopie Menschenwerk. Ihr immanentes Kriterium besteht in dem fiktiven Nachweis, wie eine auf menschliche Arbeit gegründete vollkommene Gesellschaft in einer tendenziell säkularisierten Welt funktionieren kann. Demgegenüber ist Eschatologie nicht als ein präzise funktionierendes Gesellschaftsmodell zu definieren. Als heilsgeschichtliche Konzeption verlagert sie vielmehr die Erlösung der Menschheit ins Jenseits.<sup>6</sup> Im Blick auf die Architekturgeschichte bedeutet dies, dass die eschatologische Vision des »himmlischen Jerusalem« in den Kathedralen der mittelalterlichen Stadt ihren bildhaften Ausdruck fand. Zwar gab und gibt es ver-

5 Vgl. hierzu Thomas Nipperdey: Die Funktion der Utopie im politischen Denken der Neuzeit. In: Archiv für Kulturgeschichte 44 (1962), S. 357–378, hier S. 364.

6 Vgl. hierzu Arnold Künzli: Die Utopie des Karl Marx. In: Hans-Jürg Braun (Hrsg.): Utopien – Die Möglichkeit des Unmöglichen, Zürich 2. Aufl. 1989, S. 27–32, hier S. 27 f.

schiedene Typen der mittelalterlichen Stadtgrundrisse. Aber sie waren nicht Ausfluss eines nach rationalen Kriterien entwickelten Planes. Wer nämlich das Spezifische des utopischen Weltentwurfs, wie er sich in Architektur und Stadtplanung niederschlägt, erkennen will, ist gut beraten, sich das Bauprinzip der mittelalterlichen Welt klar vor Augen zu führen. Ihr ruhender Pol ist jene im Kosmos verankerte Ordnung, die die Interdependenz ihrer Teilbereiche durch deren Einbindung in eine Hierarchie abgestufter Seinsqualitäten ermöglicht. Auch der Rang der Gebäude und ihrer Architektur legitimierte sich durch die Geltung der jeweiligen Seinsqualität, die er zu repräsentieren vorgab.

Demgegenüber ist das utopische Denken von Anfang an mit einem Anspruch aufgetreten, der die mittelalterliche Welt mit neuen architektonischen und städtebaulichen Standards konfrontierte. Wir möchten folgende Aspekte nennen: An erster Stelle ist die Tatsache zu erwähnen, dass die utopische Stadt den traditionellen Vorgaben ihrer Herkunftswelt bricht. Sie entsteht gleichsam auf einer »tabula rasa«. Indem sie die historisch gewachsenen Formen des Mittelalters auf den Nullpunkt zurückführt, eröffnet sie einen Raum, welcher von Grund auf neu gestaltet werden kann. Der Baustoff, aus dem diese neue Welt errichtet wird, ist die säkularisierte Vernunft bzw. die durch Vernunft gezügelte Phantasie der Menschen. Ihre Orientierung gewinnt sie nicht aus einem in der Transzendenz verankerten Kosmos hierarchischer Seinsqualitäten, sondern aus der Rationalität geometrischer Basisfiguren wie dem Quadrat, dem Rechteck oder dem Kreis. Zwar rekurrten die mittelalterlichen Grundrisse des Himmlischen Jerusalem ebenfalls auf eine geometrische Ikonografie. Und selbstverständlich war den mittelalterlichen Baumeistern die euklidische Geometrie bestens bekannt. Doch deren Muster symbolisierten die göttliche Weltordnung, welche sich dualistisch abhob vom Chaos des »Reichs des Bösen«. Demgegenüber erlangten in der Frühen Neuzeit geometrische Basisfiguren wie das Quadrat, das Rechteck oder der Kreis eine ganz andere Bedeutung. Weltimmanent ausgerichtet stellten sie das technische Medium dar, innerhalb dessen Funktionalität, Homogenität und Transparenz zum Signum einer neuen Stadt avancierten. Sie wirken bereits in der »Utopie« des Thomas Morus als Gestaltungsprinzip des geografischen Grundrisses der utopischen Insel. So bilden deren Küsten »einen wie mit dem Zirkel gezogenen Kreisbogen von fünfhundert Meilen Umfang und geben der ganzen Insel die Gestalt des zunehmenden Mondes«. <sup>7</sup> Auf geometrische Basisfiguren bezogene Stadtgestaltung und Architektur verstehen sich nicht länger mehr als Symbol der göttlichen Weltordnung, der eine Anpassung an aus der Tradition entstandene oder an natürliche Gegebenheiten entspricht. Vielmehr vollziehen sie sich in berechenbaren Formen, die der Natur von außen aufgezungen werden.

7 Thomas Morus: Utopia. In: Klaus J. Heinisch (Hrsg.): Der utopische Staat, Reinbek 6. Aufl. 1970, S. 48.



Abb. 1: Thomas Morus, Utopia, 1516. Aus: Virgilio Vercelloni: Europäische Stadtutopien. Ein historischer Atlas, München 1994, Tafel 38. Reproduktion: Paderborner Bildarchiv, Universität Paderborn; ebenso die folgenden.

Sodann ist die Stadtgestaltung keine bloße Fortsetzung traditionaler Urbanität, wie das Frontispiz der Ausgabe der »Utopia« von 1516 suggeriert (Abb. 1), sondern sie ist Ausfluss von Planung und bewusster Konstruktion. So wurde der gesamte Plan von »Amaurotum«, der Hauptstadt Utopias, von ihrem Gründungsvater selbst konzipiert. Lediglich die Ausgestaltung dieser Vorgabe war das Werk späterer Generationen. Der Grundriss der utopischen Stadt selbst ist quadratisch.<sup>8</sup> Ihre Festlegung auf abstrakte geometrische Grundformen ermöglicht ein Höchstmaß von Homogenität. Tatsächlich stimmen alle 45 Städte Utopias nicht nur in Sprache, Sitten, Ein-

8 Ebenda, S. 51.

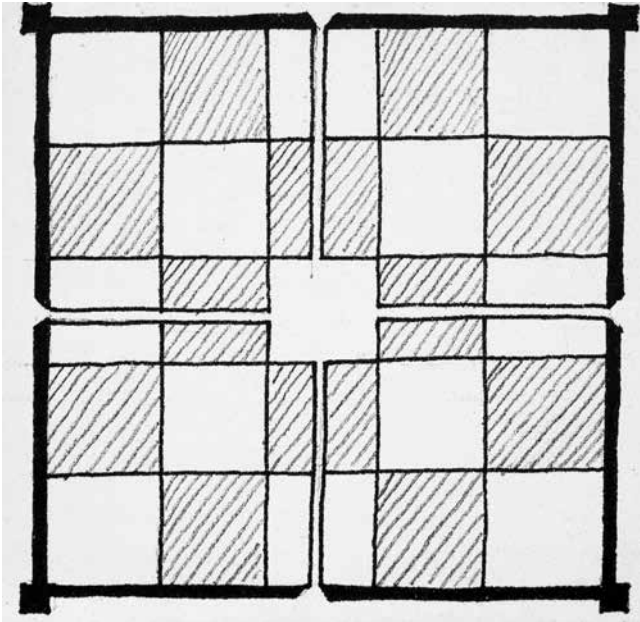


Abb. 2: Gerd de Bruyn. Skizze des Idealplans für Amaurotum, nach der Beschreibung von Thomas Morus. Aus: Gerd de Bruyn: Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken, Braunschweig 1996, S. 55.

richtungen und Gesetzen vollständig überein. Darüber hinaus haben alle dieselben Anlagen und, sofern es die geographische Lage gestattet, auch dasselbe Aussehen.<sup>9</sup> »Wer eine von ihren Städten kennt«, heißt es programmatisch, »kennt alle; so völlig gleichen sie einander, soweit es das Gelände erlaubt.«<sup>10</sup> Auch an der Architektur fällt auf, dass ein Haus wie das andere aussieht. Wir haben es mit Typenhäusern zu tun, die in langer und blockweise zusammenhängender Reihe angeordnet sind. An der Hinterseite dieser Zeilenbebauung zieht sich ein großer, durch die Rückseite der Blöcke von allen Seiten eingeschlossener Garten hin. Die Fronten der Häuserblöcke trennt eine zwanzig Fuß breite Straße.

Ferner sind die Straßen, im Rastersystem angelegt, durch Funktionalität und Übersichtlichkeit gekennzeichnet (Abb. 2): »sowohl günstig für den Verkehr als auch gegen die Winde geschützt.«<sup>11</sup> Ähnliches lässt sich von der Architektur der Häuser sagen. Zwar genügen sie durchaus ästhetischen Maßstäben. Doch ihr hervorragendes Merkmal ist ihre Transparenz und Funktionalität. So besitzt jedes Haus ein

9 Ebenda, S. 49.

10 Ebenda, S. 50.

11 Ebenda, S. 52.

zweiflügeliges Vordertor zur Straße und eine Hinterpforte zum Garten hin. Diese Türen können durch einen leichten Druck geöffnet werden; sie schließen sich daraufhin von allein. Der Sinn des Fehlens von Schlössern in den Türen ist evident: Weil jeder zu jedem Zeitpunkt jedes Haus betreten kann, gibt es – wenn überhaupt – nur einen eingeschränkten Privatbereich, dem die Architektur Rechnung zu tragen hat, zumal die Utopier ohnehin alle zehn Jahre ihre Häuser durch Auslosung wechseln.<sup>12</sup> Wenn aber die Funktionen der Architektur für die Gestaltung der Privatsphäre nur periphere Bedeutung haben, dann wachsen ihre Aufgaben im öffentlichen Bereich. Sie stehen im Dienst einer auf Harmonisierung der öffentlich verwalteten Sozialbeziehungen abzielenden Integration und der Lebensfähigkeit der Stadt als ganzer. Jede Häuserzeile verfügt zum Beispiel über einige geräumige Hallen in gleichem Abstand voneinander, in denen man gemeinschaftlich die Mahlzeiten einnimmt.<sup>13</sup> Funktional im Sinne gesellschaftlicher Harmonisierung ist aber auch die Zuordnung eines Gartens zu jedem Haus. Er dient nicht nur der Versorgung der Utopier mit Obst, Gemüse und Blumen, sondern auch zur sinnvollen Gestaltung ihrer Freizeit und zum friedlichen Wettbewerb zwischen den einzelnen Stadtteilen.<sup>14</sup> Darüber hinaus verfügt jede Stadt über öffentliche Einrichtungen wie Schulen, in denen sich die Utopier von ihrer Kindheit bis ins Alter weiterbilden, sowie über vier hervorragend eingerichtete Krankenhäuser, in denen die erfahrensten Ärzte ihre Patienten versorgen<sup>15</sup>, und über Magazine, in denen die erwirtschafteten Güter zentral verteilt werden.<sup>16</sup>

Und schließlich achten im Unterschied zur mittelalterlichen Bauweise die Utopier darauf, dass ihre an geometrischen Mustern orientierten Baupläne mit den technisch fortgeschrittensten Materialien ausgeführt werden. Zwar waren ursprünglich auch die Häuser der Utopier den mittelalterlichen Standards angepasst. Es handelte sich um eine Art von niedrigen Hütten und Buden, deren Wände, planlos aus Holz errichtet, mit Lehm verschmiert und einem steilen und strohgedeckten Dach versehen waren. Doch in dem Maße, wie sich die Zivilisation der Utopier festigte, gingen sie dazu über, dreistöckige Häuser aus Granit, Backsteinen und anderem harten Gestein zu bauen und die Wände innen mit Mörtel zu verputzen.<sup>17</sup> Die aus gewissen Kunststeinen gefertigten Flachdächer sind so beschaffen, dass sie kein Feuer fangen können und den Unbilden des Wetters vorbeugen. Ein wichtiges Baumaterial ist für sie auch die damals im Hausbau aufkommende Verwendung von Glas, aus dem sie die Scheiben ihrer Fenster herstellen: Es sorgt nicht nur für die Helligkeit der Wohnung, sondern bietet auch Schutz vor dem Wind.

12 Ebenda.

13 Ebenda, S. 60.

14 Ebenda, S. 52.

15 Ebenda, S. 60.

16 Ebenda, S. 52.

17 Ebenda.

## II.

Wenn es zutrifft, dass die Entstehung der literarischen Utopien und der ersten Idealstadtentwürfe in der Frührenaissance parallel verlief, stellt sich die Frage, ob es identische Elemente in beiden Ansätzen gibt. Lassen sie sich auf unserer heuristischen Folie so überzeugend abbilden, dass von einer Verwandtschaft ihrer Konstruktionsprinzipien gesprochen werden kann? Diese Frage soll durch den Rekurs auf die »Sforzinda«-Idealstadt Antonio Averlinos, genannt Filarete, Albrecht Dürers Festungsbauaktat und Heinrich Schickhardts Freudenstadt-Entwürfe beantwortet werden.

Zunächst fällt auf, dass »Utopia« und »Sforzinda« (Abb. 3) sich von allen natürlichen, aber auch historischen Voraussetzungen des Mittelalters weitgehend gelöst haben: gleichsam auf einer »tabula rasa« entstanden, könnten sie in dem Maße, in dem sie ein vollständig instrumentelles Verhältnis zur Natur erkennen lassen, auf jedem Platz der Erde errichtet werden. Zugleich sind beide Konstrukte hochgradig anthropomorph. Nicht nur bei den klassischen Utopisten, sondern auch bei Filarete ist die Tendenz erkennbar, »die menschlichen Proportionen selbst in einfache Maßverhältnisse (zu) bringen«.<sup>18</sup> Es ist die säkularisierte Verstandes- und Phantasietätigkeit der Menschen selbst, die die ideale Stadt konstruiert. Die geometrischen Figuren der Stadtgrundrisse beider Ansätze symbolisieren, dass der rationalistische Geist des Machens der äußeren Natur seine Signatur aufzwingt. Wie die utopische Stadt, so ist auch der Grundriss des Dürerschen Festungsplans auf eine geometrische Form festgelegt, nämlich das Quadrat<sup>19</sup> (Abb. 4). Warum er nicht auf die in Italien dominierende Figur des Kreises zurückgriff, die auch Campanella als Grundriss seines »Sonnenstaates« wählte, wird von ihm nicht weiter begründet. Von Dürers Festungsarchitektur ist leicht eine Linie zu Schickhardts Freudenstadtentwürfen zu ziehen.<sup>20</sup> Auch sie stellen ein Befestigungssystem mit großen Spitzenbasteien dar, wie es dem seinerzeit modernen Stand der Festungsbaukunst entsprach. Im Gegensatz zu Dürer wählte Schickhardt aber nicht die geometrische Figur des Quadrats, sondern die eines Rechtecks zur Form seines Grundrisses für Freudenstadt; nur das Schloss ist als quadratische Vierflügelanlage ausgebildet (Abb. 5). Tatsächlich bestätigt ein Vergleich des Grundrisses von Dürers »fest schloß« und Schickhardts »Freudenstadt« auf der einen sowie Andreaes utopischem »Christianopolis«-Entwurf auf der anderen Seite, was in der Forschung als erwiesen gilt: dass nämlich

18 Georg Germann: Einführung in die Geschichte der Architekturtheorie, Darmstadt 2. Aufl. 1987, S. 66.

19 Albrecht Dürer: Ertliche underricht zu befestigung der Stett, Schloß und flecken, Nürnberg 1527.

20 Vgl. Thomas Topfstedt: Die »Christianopolis« des Johann Valentin Andreae. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 83/84 (1983/84), S. 20–33, hier S. 22.

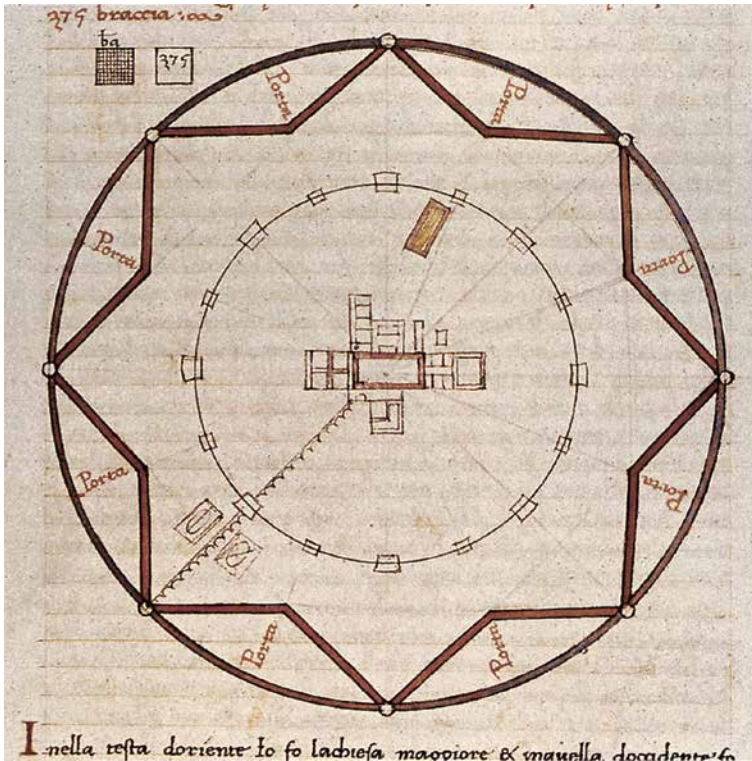


Abb. 3: Idealstadt Sforzinda. Zwischen 1460 und 1464 Von Antonio Averlina gen. Filarete in seinem Trattato del architettura veröffentlicht. Aus: Virgilio Vercelloni: Europäische Stadtutopien. München 1994, Tafel 38.

Andreaes protestantische Utopie eines besten Staates von den Entwürfen seiner beiden Vorgänger, insbesondere von dem Schickhardts, nachhaltig beeinflusst worden ist.<sup>21</sup> (Abb. 6).

Es kommen noch andere Übereinstimmungen hinzu. Beide Ansätze, die das harmonische Zusammenleben von Menschen in arbeitsteilig differenzierten Gesellschaften teils voraussetzen und teils erst ermöglichen sollen, streben Perfektion auch in dem Sinne an, dass ihre Machbarkeit planbar, das heißt, berechenbar sein soll. So macht Filarete präzise Angaben über die Arbeitsdisziplin, die Zahl der Arbeiter, der Bauführer etc., die benötigt werden, um die Stadt innerhalb einer bestimmten Zeit bauen zu können. Auch weist Kruft zu Recht darauf hin, dass Filarete zum ersten Mal die Möglichkeit unbegrenzter Repetition und Reihung identischer Häuser for-

21 Ebenda, S. 20–33.

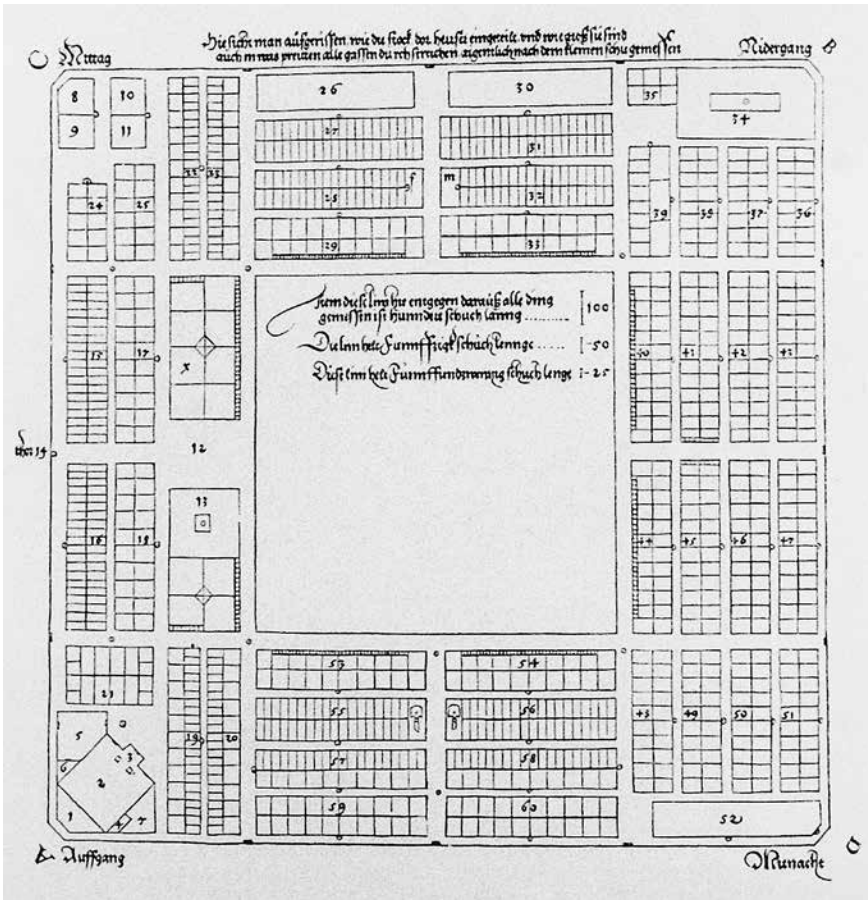


Abb. 4: Albrecht Dürer. Stadtentwurf aus seinem Festungsbauakt von 1527. Aus: Virgilio Vercelloni: Europäische Stadtutopien, München 1994, Tafel 56.

muliert habe<sup>22</sup>: eine Intention, die gemäß unserem heuristischen Muster mit wichtigen Vorstellungen des Homogenitätsideals der klassischen Utopietradition konvergiert. Vor allem aber dienen – wie in den utopischen Konstrukten – die sakralen, öffentlichen und privaten Bauten Aufgaben, die das politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Funktionieren der Stadt gewährleisten sollen. Sie reichen von den Kirchen und Kastellen über die Paläste und Schulen bis hin zum Spital und den Gefängnissen. Kurz: sowohl Filarete als auch Morus, Campanella und andere denken

22 Vgl. Hanno-Walter Kruft: Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 3. Aufl. 1991, S. 58.



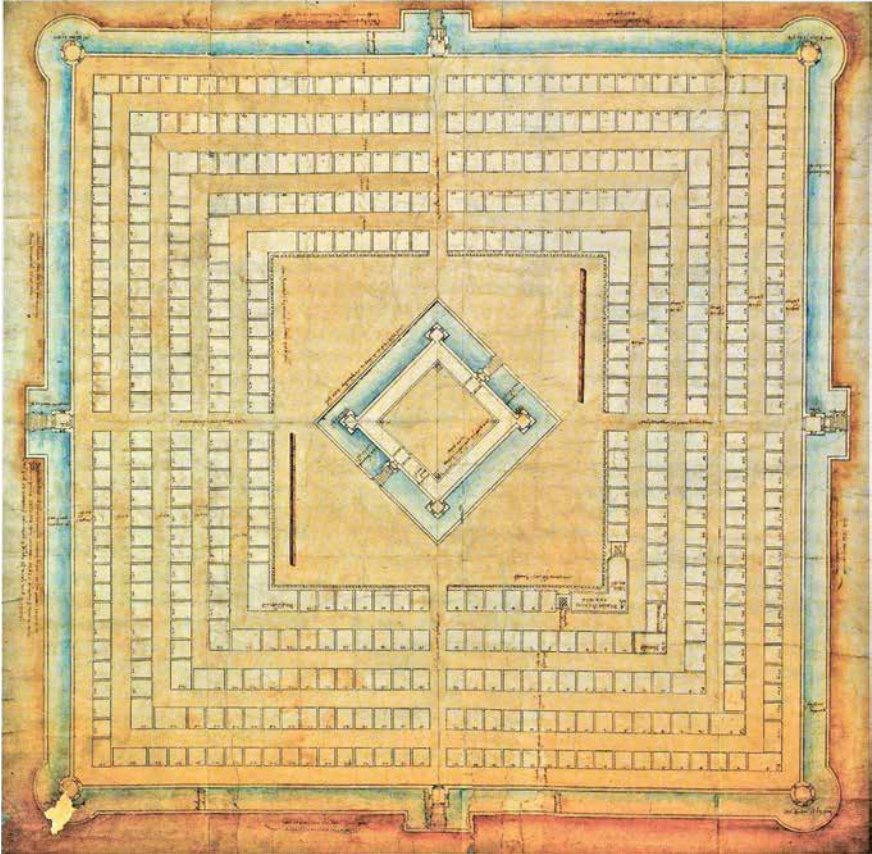


Abb. 5: Entwurf zu Freudenstadt von Heinrich Schickhard vor 1599. Aus: Virgilio Vercelloni: Europäische Stadtutopien, München 1994, Tafel 75.

die Stadt als Ganzes, deren Teile bzw. Subsysteme auf Interdependenz bzw. auf berechenbare Integration angelegt sind.

Auch Dürers Festungsarchitektur korreliert in ähnlicher Weise wie die klassischen utopischen Entwürfe mit der »Darstellung einer räumlich organisierten sozialen Struktur«<sup>23</sup>. Er beschreibt zunächst ein System von Gräben und Wällen, in dessen Zentrum das über quadratischem Grundriss errichtete Schloss lokalisiert ist. »Dann folgt eine genaue Aufteilung des übrigen Stadtareals. Benachbarte Handwerke werden einander zugeordnet; Schmiede sollen in der Nähe der Gießhütten wohnen etc. Das Rathaus und die Häuser des Adels befinden sich in der Nähe des

23 Ebenda, S. 123.

